

**Voyage.** Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung

(Studies on Travel & Tourism)

Verantwortlicher Herausgeber: Hasso Spode

**Bd. 10** (2014)

# Mobilitäten!



Herausgegeben von  
Johanna Rolshoven, Hasso Spode,  
Dunja Sporrer und Johanna Stadlbauer

Voyage.  
Jahrbuch für Reise-  
& Tourismusforschung  
2014

- <sup>22</sup> Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile, Wien u. a. 1998, S. 357; vgl. auch Rolf Lindner: Die Idee des Authentischen. In: Kuckuck. 13 (1998) 1, S. 58–61.
- <sup>23</sup> Vgl. auch Seidl 2009, S. 131.
- <sup>24</sup> Vgl. focus.de, s. v. »Günther Jauch erkennt eigenen Wein nicht« (17. 6. 2013).
- <sup>25</sup> Vgl. kleinezeitung.at, s. v. »Die schwere Last des Siegers« oder »Der Pischetsrieder, der im Keller liegt« (17. 6. 2013).
- <sup>26</sup> Seidl 2009, S. 172–180.
- <sup>27</sup> Vgl. z. B. hobbywinzer.de oder hobbywinzer.ch (17. 6. 2013).
- <sup>28</sup> Vgl. z. B. Kerstin Gust/Christian Seiler: WeinArchitektur. Vom Keller zum Kult. Ausstellungskatalog, Ostfildern-Ruit 2005.
- <sup>29</sup> Vgl. wohnnet.at, s. v. »Wohnen wie im Winzerhaus« (17. 6. 2013).
- <sup>30</sup> Vgl. Johanna Rolshoven: Mobile Culture Studies. Kulturwissenschaftliche Mobilitätsforschung als Beitrag zu einer bewegungsorientierten Ethnographie der Gegenwart. In: Sonja Windmüller (Hrsg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft, Berlin u. a. 2009, S. 91–101.
- <sup>31</sup> Vgl. Friedrich Ludwig Lindner (Hrsg.): Neueste Länder- und Völkerkunde. Ein geographisches Lesebuch für alle Stände, Bd. 15, Weimar 1813, S. 381; siehe auch Elisabeth Ligthart: Vom »Leutgeb« zum Heurigen. Zur Entwicklung des Weinausschanks in Wien bis 1900. Dipl.-Arb. Univ. Wien 2008, S. 54–59.

## Tiroler Privatvermietung: »Und sie waren das alle so gewöhnt«

Von Martina Röthl

»Ich hab mir gedacht, das wird schon nicht so schlimm sein.« Nadine Werner wusste offenbar nicht so genau, worauf sie sich einließ, als sie 1999 mit ihrem Lebensgefährten Lorenz in die Privatvermietung von dessen Großmutter zog. Frau Werner stammt aus Niederösterreich und kam als Neunzehnjährige nach Ischgl in Tirol, um dort für ein bis zwei Saisons im Tourismus zu arbeiten – und blieb. Dass es im neuen Zuhause keine Heizung gab, störte sie nicht, aber Bad, WC, Stube und Kühlschrank teilte sie ungern. Vor der Geburt der beiden Söhne arbeitete sie tagsüber in einem Tourismusbüro. In diesem ersten Winter half sie abends noch zusätzlich in der Hotelbar der Schwiegereltern in spe. Sie hatte also ohnehin den ganzen Tag mit Gästen zu tun:

»Und dazwischen, die paar Stunden, da willst du halt in Ruhe miteinander jausnen, miteinander reden, aber du hast nicht einmal miteinander reden können, weil neben dir die Gäste gesessen sind. Da hast du können in der Früh quasi schon mit dem Bademantel aufs Klo gehen, weil es hat ja sein können, dass du irgendeinem Gast über den Weg gelaufen bist. Und sie [Lorenz und die Familie] waren das alle so gewöhnt, dass auch die Gäste halt in der Stube sitzen und dass mit ihnen gegessen und getrunken wird, also Privatsphäre hat es überhaupt keine gegeben.«<sup>1</sup>

Zum Interview mit Frau Werner kam es im Zuge einer Untersuchung, die sich mit der Privatvermietung in Tirol beschäftigt.<sup>2</sup> Durch diese kleinstrukturierte und für das österreichische Bundesland typische

Beherbergungsform waren und sind hier mehr Menschen »in die Sache des Fremdenverkehrs« eingebunden als in anderen Alpenländern.<sup>3</sup> Die Forschungsarbeit war dispositivanalytisch<sup>4</sup> angelegt, und so interessierte »der Tiroler Tourismus« als ein relationales Gefüge, in dem verschiedenste Elemente zusammenwirken. Zu fragen war daher, von welchen *Elementen* konkret die Rede sein kann und in welchen *Beziehungen* sie zueinander stehen. Die Annäherung daran erfolgte entlang des Abgleichs ganz unterschiedlicher Materialien;<sup>5</sup> »Verhältnisbestimmungen« bezeichnet hier die entsprechenden Arbeitsschritte der Untersuchung.<sup>6</sup> Für diesen Beitrag wurden daraus jene Ausschnitte gewählt, die im Hinblick auf physisch-räumliche Mobilitäten und Raumüberschneidungen relevant sind.

## Verhältnisbestimmungen 1

Wie Frau Werner, so beschrieben auch andere in den Interviews die Stammgäste als generell schwierig: Sie erforderten viel Aufmerksamkeit und tendierten dazu, die Familie und private Räume zu vereinnahmen. Aus ökonomischen Gründen, darüber hinaus aber auch unter dem Aspekt der Bestätigung und Anerkennung werden sie allerdings sehr geschätzt.<sup>7</sup> Abgesehen davon, dass die meisten Stammgäste immer wieder *ihr* Zimmer, *ihr* Appartement belegen oder sich ins Dorfleben integrieren wollen, gibt es auch solche, die zusammengerechnet mehrere Monate des Jahres in der Privatvermietung verbringen. Mietverhältnisse sind dann oft als Dauervermietung angelegt, oder sie beruhen auf alten Vereinbarungen. Die Kontakte sind zum Teil eng und man pflegt sie auch außerhalb der Urlaubszeit. Ein Stammgast aus Mühlheim: »Hier ist unser zweites Zuhause. Weil wir ja auch so in Kontakt sind. Nicht nur einmal im Jahr, da lebt man richtig mit denen mit, hier oder dort spielt keine Rolle.«<sup>8</sup>

Dafür, dass Gäste das Hier und Dort ganz bewusst und lustbenton durcheinanderbringen, sprechen auch Souvenirs, die sie als stück-



weise importierte Ferienwelt in ihre unmittelbare, alltägliche Umgebung integrieren.<sup>9</sup> In Vermietungshaushalten wiederum stößt man auf Geschenke von Gästen. Die Vermietenden haben das Gefühl, solchen Gegenständen Raum zuweisen zu müssen – und den Gästen dadurch symbolisch Ganzjahrespräsenz zuzugestehen (vgl. Abbildung).

Als gute Methode, Stammgäste zu halten oder neue zu »machen«, galten schon immer gemeinsame Aktivitäten. Die Interviews lassen darauf schließen, dass Bereiste speziell in den Anfangsjahren der massentouristischen Erschließung Tirols dabei von Gästen *gelernt* hatten, eine touristische Perspektive auf ihre Region einzunehmen, Freizeit bewusst zu gestalten, dafür auch Geld auszugeben etc.<sup>10</sup> Auch deren erste größere Reisen führten in touristische Quellregionen – entweder direkt zu Gästen oder im Rahmen von Werbefahrten.<sup>11</sup> Ein Vermieter (einer der wenigen Männer im Sample) setzte sogar seine virtuelle Mobilität ins Verhältnis zum Phänomen Stammgast beziehungsweise zum »Stammgätesterben«, von dem seit den 1980er-Jahren die Rede ist:

»Meine Stammgäste werden ja alle weil älter, wie gesagt. Die werden älter und fahren irgendwann nicht mehr auf Urlaub. Und dann

**Abb.:** Im Aufenthaltsraum dieser Tiroler Privatvermietung wird Geschenken von Gästen ganz gezielt Raum zugewiesen.  
Foto: Niko Hofinger.

brauche ich neue, eine neue Schicht. [...] Und das war eigentlich der Anlass, warum [...] ah, dass ich ins Internet gegangen bin und so weiter, wie gesagt, um eine neue Gäste-Schicht aufzubauen.«<sup>12</sup>

## Verhältnisbestimmungen 2

Wie Frau Werner sind erstaunlich viele Vermieterinnen nicht in Tirol geboren. Erzählungen über die unmittelbaren Nachkriegsjahre verdeutlichen, dass viele zunächst nur »auf Saison« in ein Tiroler Dorf kamen. Unter sittlichen Aspekten galt dies lange Zeit als nicht unproblematisch.<sup>13</sup> Das Mobil-Sein an sich wurde hingegen als etwas relativ Selbstverständliches dargestellt. Eine Vermieterin aus dem mittleren Inntal: »Ich komme ja vom Schlitterberg. In den Gasthof *Hafele*, heute der *Stern*, wollt ich ja gar nicht, aber meine Schwester, die wollte mich mitnehmen, die war schon auf verschiedenen Stellen, in Pertisau hätten wir mehr Trinkgeld bekommen.«<sup>14</sup> Andere Vermieterinnen waren eigentlich als Urlauberinnen nach Tirol gekommen. Der Grund zum Bleiben war – ähnlich wie bei den Tourismusarbeiterinnen – meist eine Liebesbeziehung.<sup>15</sup>

»Hängen Gebliebene«, wie diese Zugezogenen in Tirol genannt werden, erhalten für gewöhnlich viel Besuch aus den jeweiligen Herkunftsregionen. So auch Frau Pfeifer, ursprünglich aus Leipzig:

»Klar, man wird in Seefeld auch eher besucht, als wenn man jetzt in eine Zweizimmerwohnung im Ruhrpott gezogen wäre, und man freut sich schon, wenn die extra wegen einem [...] also nicht nur [...] dann kommt der und der und die und die und bringen wieder jemanden mit. Ist dann schwierig zu unterscheiden manchmal [...] wer wie was zahlt und so. [...] Meine Mutter ist jetzt schon oft hier [...] so insgesamt so sieben oder acht Monate hier, hat halt ihr eigenes Zimmer im Haus, da tu ich normalerweise auch keine Gäste rein.«<sup>16</sup>

Nahen Verwandten reserviert man Räume, häufig werden Zweitwohnsitze eingerichtet. Besucherinnen und Besucher geben den Urlaubs-Geheimtipp weiter, und die Grenzen zwischen privatem Besuch und Dienstleistung werden noch unschärfer, als es im Bereich der privaten Beherbergung ohnehin der Fall ist. Ähnliches berichten Vermieterinnen und Vermieter, die aus sogenannten Migrationsländern stammen und die die Privatvermietung als Betätigungsfeld für sich entdeckt haben. Frau Kolic, eine Vermieterin mit familiären Verpflichtungen in Kroatien, berichtete zum Beispiel auch von einem Übereinkommen mit einer Freundin, die als Servierkraft in einem Gasthof arbeitet: »Und jetzt arbeitet die Mara da im *Tirolerhof* und wohnt aber bei uns, in unserem Haus, das wir ja gekauft haben. Wenn ich heim fahre [zu den Eltern nach Kroatien] und mein Mann arbeiten muss, macht sie die Gäste nebenbei.«<sup>17</sup>

Helene Klausthaler wiederum vermietet in einem Tiroler Ballungsgebiet mit hohem Migrationsanteil. Bei ihr nächtigen zumal Gäste von Migranten, wenn in deren Wohnungen nicht ausreichend Platz zur Verfügung steht.<sup>18</sup> Eigentlich habe sie sich aber auf die Gruppe der Leiharbeitenden spezialisiert – dies vor allem, weil der Ort, wo sie wohnt, touristisch nicht mehr attraktiv sei. In touristisch stärker frequentierten Regionen kommt in vielen Privatvermietungen aber auch das Personal größerer Hotels unter. Die Idee, auf diese Weise Fremdenzimmer auszulasten, die den aktuellen Standards nicht mehr entsprechen, stammt aus den 1990er-Jahren<sup>19</sup> – und sie stieß nicht nur auf Gegenliebe. So bedauert etwa die Grünen-Politikerin Angelika Hörmann, dass soziale Konsequenzen, wie eine weitere Hierarchisierung der bereisten Gesellschaft, unreflektiert geblieben seien.<sup>20</sup>

Der Kundenkreis der Privatvermietung im österreichischen Tirol hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr von Touristen zu Geschäftsreisenden im weitesten Sinne verlagert. Die seitens der Landesregierung dafür getroffene Regelung, dass solche Gäste ab einem ununterbrochenen Aufenthalt von mehr als zehn Nächten keine Aufenthaltsabgabe zahlen müssen,<sup>21</sup> bringt, wie kritisiert wird, allerdings

keine Vorteile, wenn die Wochenenden nicht in der Privatvermietung verbracht werden.

### Verhältnisbestimmungen 3

Wie Frau Werner haben es die meisten Vermieterinnen als besonders positiv hervor, zu Hause arbeiten zu können. Mütter beurteilten die Vereinbarkeit von Vermietung und Familie als ihren größten Vorteil: »Was wirklich gut ist für eine Mutter, du bist zu Hause, du verdienst was, hast eine Arbeit und verdienst was und bist doch immer da.«<sup>22</sup> Das Janusgesicht dieser Vorzüge zeigt sich allerdings auf den zweiten Blick: Privatvermietung ist offiziell keine Erwerbsarbeit. Die Frauen sind meist über ihre männlichen Partner mitversichert und leisten keine Beiträge zur Rentenversicherung. Und die Anforderung, den Gästen jederzeit zur Verfügung zu stehen, hat sich zwar verringert, doch die Vermieterinnen sind jetzt oft via Mobiltelefon für die Gäste beständig erreichbar.

Bis in die 1980er-Jahre verfügten nur wenige über ein Auto. Hatte die Familie einen Pkw, so nutzte ihn zumeist der auspendelnde Ehemann.<sup>23</sup> Ausgehend von einer prinzipiellen, quasi-natürlichen Immobilität der Frauen schienen und scheinen diese prädestiniert dafür, neben der Vermietungstätigkeit und der unbezahlten Reproduktionsarbeit auch andere »Care-Tätigkeiten« zu übernehmen (was ihren Aktionsradius zusätzlich einschränkt). Die Biografien der interviewten Frauen lassen erkennen, dass Erwerbsarbeit von (Ehe-)Frauen und die damit verbundene Mobilität gesellschaftlich lange Zeit einfach nicht vorgesehen waren. Daran änderte sich auch nichts, als in den 1960er-Jahren der Fremdenverkehr zu boomen begann: Einerseits wurde der drastische Arbeitskräftemangel beklagt,<sup>24</sup> andererseits die Konkurrenz durch die Privatvermietung. Hinweise darauf, dass eine Umverteilung der Arbeitskräfte in Richtung Frauenerwerbstätigkeit gefordert wurde, habe ich nicht gefunden. Ein Grund dafür dürfte der schlechte Ruf

der Arbeit im Tourismusgewerbe gewesen sein; zudem war es Ehefrauen bis 1976 verwehrt, eigenständig Arbeitsverträge abzuschließen. Die Bedingungen haben sich seither zwar rechtlich verbessert, aber faktisch nicht durchgreifend – und wenn, dann nur für Gutausgebildete. Privatvermietung wurde und wird öffentlich nie als unter dem Begriff »Gastgewerbe« verhandelt; sie findet in einer vergleichsweise geschützten Grauzone statt, aber zugleich in einem recht begrenzten Raum.

### »Ganz automatisch hineingerutscht«

Nach dem Tod der Großmutter bauten die Werners um. Unerwünschte Begegnungen mit Gästen kann Nadine Werner nun weitgehend ausschließen: Statt Zimmern bietet sie separat zugängliche Ferienwohnungen an. Auch das hat sie mit vielen, die in Tirol Privatvermietung betreiben, gemein.<sup>25</sup> Das, was Frau Werner am Beginn unseres Interviews über ihre ersten Erfahrungen damit berichtete, ließ nicht unbedingt erwarten, dass sie sich selbst einmal dafür entscheiden würde. Sie räumte diesbezüglich auch ein: »Es war halt einfach auch nicht möglich, dem auszustellen.«<sup>26</sup> Ähnlich meinten auch andere Vermieterinnen rückblickend, sie hätten eigentlich ganz andere Pläne gehabt, hätten lieber etwas anderes gemacht, jemand musste den Betrieb aber übernehmen, es gab Schulden, eine andere Möglichkeit, Geld zu verdienen, habe man nicht gesehen, Mann, Mutter oder Schwiegermutter wollten es so, man sei »automatisch hineingerutscht« oder die Nachbarin sei abends mit einer dänischen Familie vor der Tür gestanden, und von einer Nacht auf die andere sei man plötzlich Vermieterin gewesen.

Das Verhältnis zur eigenen Biografie scheint vielfach ambivalent; die Einstellung »zu dem Tourismus« hingegen weniger. Im Fall von Nadine Werner – ihr überlasse ich hier auch das letzte Wort – bestätigte sich dies in einer Aussage, in der sie Mobilität und Multilokalität

als positive Effekte von Tourismus hervorhebt. Sie zieht den Vergleich zu ihrem kleinen, niederösterreichischen Herkunftsland, in dem es keinen Tourismus gibt:

»Vom Dorfleben her ist es ähnlich wie hier. Nur da sind dann gravierende Unterschiede, also da merkt man gut, dass hier immer Tourismus und alles in Bewegung war, man in der ganzen Infrastruktur um Jahrzehnte voraus ist [...], wenn du hier in einem Lokal zusammensitzt und es kommt wer Fremder herein, ist es vollkommen normal, halt, dass fremde Leute da sind und dass die halt einen frischen Wind hereinbringen. Weil auch Personal immer wieder neu kommt, von überall her. Und da, wo ich aufgewachsen bin, in dem Dorf, wenn da ein Fremder beim Lokal hineinkommt, dann schaut einmal jeder, wer ist das.«<sup>27</sup>

## Anmerkungen

- 1 Interview mit N. Werner, Jg. 1976, 26. 7. 2011 (Namen und Orte sind anonymisiert).
- 2 Dissertationsprojekt am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, LFU Innsbruck.
- 3 Vgl. Werner Bätzting: Die Alpen. Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft, München 1991, S. 147 f.
- 4 Einen Basis-Überblick bieten Andrea D. Bührmann/Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld 2008; vgl. auch Joannah Caborn et al. (Hrsg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik, Wiesbaden 2013.
- 5 Herangezogen wurden die Transkripte zu 60 narrativ-biografischen Interviews und zu 30 informellen Gesprächen, außerdem Beobachtungsprotokolle, die Fotodokumentation zur Feldforschung, Werbematerialien, private Fotos, Alben und Videos, Zeitungsartikel, Gesetzestexte, Baupläne, Gästebücher, statische Erhebungen und tourismuswissenschaftliche Studien, Fernsehbeiträge, Web-Sites, die offiziellen Blätter der Tirol Werbung und des Verbandes der Tiroler Privatvermieter sowie Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Dekorations-Artikel, Geschenke, Möbel, Kleidungsstücke usw.
- 6 So wurde zunächst nicht als Fließtext aufbereitet, sondern protokolliert. »Verhältnisbestimmungen« bezieht sich zudem nicht auf die generellen Lebensverhältnisse Bereister, sondern auf die Relationen zwischen einzelnen Dispositiv-Elementen; darauf baute dann die Analyse von tourismusinduzierten Subjektivierungen auf. Vgl. allg. Anm. 4.
- 7 Vgl. z. B. Adelheid Schrutka-Rechtenstamm: »Die Gäste fühlen sich wohl bei uns«. Begegnungen durch Tourismus. In: Burkhard Pöttler (Hrsg.): Tourismus und Regionalkultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg, Wien 1994, S. 85–94; s. a. Bernhard Stadler: Der beste Gast ist der Stammgast. Was es alles zu beachten gilt, wenn man einen Stammgast halten oder einen neuen dazugewinnen will. In: Saison 3 (1995), S. 4 f.
- 8 Interview mit V. Weber, Jg. 1947, 28. 7. 2011.
- 9 Dies wurde auf Fotos ersichtlich, die Stammgäste für ein Ausstellungsprojekt von ihren Souvenirs anfertigten; als Co-Kuratorin konnte ich auf diese Materialien (32 TeilnehmerInnen, ca. 300 Fotos) zugreifen: »andenken einpacken. souvenirs in sölden« (Ausstellung im eRBe Kulturräum Sölden 2012).
- 10 Vgl. auch Orvar Löfgren: Learning to be a tourist. In: Ethnologia Scandinavica 24 (1994), S. 102–125.
- 11 Mitglieder einer Brauchtumsgruppe aus dem Hochpustertal, die an einer Fahrt nach Bremen teilnahmen, wurden z. B. schriftlich darüber aufgeklärt, wie sie sich zu verhalten und auszurüsten haben. Vgl. Anonym: Bremenfahrt 1978. In: Föhn. Zeitschrift für's Tiroler Volk 2 (1979), S. 28 f.
- 12 Interview mit N. Ebensteiner, Jg. 1948, 1. 6. 2011.
- 13 Aus einem Brief der »Katholischen Aktion Tirol« an den Pfarrer einer Tourismusgemeinde: »Ihr wißt selbst, wie gefährdet unsere Mädchen in der Saisonarbeit sind, und es scheint, daß gerade die letzte Sommersaison manche negativen Folgen gezeigt hat.« (Privatbesitz, datiert 8. 2. 1958).
- 14 Interview mit M. Pfister, Jg. 1928, 1. 8. 2011.
- 15 Frauen waren offenbar eher bereit, ihren Lebensmittelpunkt zu verlagern, als Männer.

- 16 Interview mit H. Pfeifer, Jg. 1975, 20. 8. 2012.
- 17 Interview mit A. Kolic, Jg. 1973, 8. 8. 2012.
- 18 Interview mit H. Klausthaler, Jg. 1962, 24. 5. 2011.
- 19 Vgl. Anonym: Aktion für Privatzimmer. In: *Kurier* v. 22. 8. 1991, S. 17.
- 20 Informelles Gespräch mit A. Hörmann, 30. 5. 2011.
- 21 Tiroler Aufenthaltsabgabegesetz 2003, § 4, Abs. 1. Änderung LGBl. Nr. 77/2010.
- 22 Interview am 12. 8. 2011.
- 23 Informelles Gespräch mit M. Luchner (Frauenreferentin der Arbeiterkammer Tirol von 1987 bis 1993), 23. 1. 2012.
- 24 Vgl. z. B. Eberhard Gosch: Tirols Fremdenverkehrswirtschaft braucht noch mehr ausländische Arbeitskräfte. In: *Tiroler Tageszeitung* v. 24. 9. 1966, Messebeilage S. 19.
- 25 Zwischen 1990 und 2008 stieg die Zahl der privat angebotenen Ferienwohnungen von 5150 auf 11 333: *Statistisches Handbuch Bundesland Tirol 2* (2009), S. 189 (Wintersaison).
- 26 Interview mit N. Werner, Jg. 1976, 26. 7. 2011 (ausstellen = ausweichen).
- 27 Ebenda.

## Wenn die Karawane weiterzieht

### Oder: Der Tourismus als Habitus in einer steirischen Gemeinde

*Von Manfred Omahna und Markus Harg*

In diesem Beitrag möchten wir zeigen, welche habituellen Spuren der Tourismus hinterlässt, wenn er einfach aussetzt, keine Gäste mehr kommen und die Betten leer bleiben. Auf das Thema sind wir gewissermaßen zufällig gestoßen, als wir in den Jahren 2011 und 2012 mit Studierenden auf einem Feldaufenthalt im obersteirischen Aflenztal waren. Mobilität wird in diesem Beitrag im Sinne von Veränderungsmöglichkeiten von Handlungspraktiken verstanden. Es wird danach gefragt, inwiefern eingelernte beziehungsweise tradierte Praktiken im Zuge von Umbruchssituationen derart »mobilisiert« werden können, dass neue Perspektiven der Selbstgestaltung möglich werden.

### Einleitung

Im Talbecken am südlichen Fuße des Hochschwabmassivs sind sechs Gemeinden angesiedelt,<sup>1</sup> in denen insgesamt rund 6800 Menschen leben. Interessant war diese Region für uns deshalb, weil die drei einwohnerreichsten Gemeinden Thörl, Aflenz Kurort und Turnau ganz unterschiedliche historische Hintergründe aufweisen: Während in der Gemeinde Thörl (1677 Einwohner) sozialhistorisch wie kulturell die Eisenindustrie und das Arbeitnehmermilieu dominierten, ist die Gemeinde Aflenz Kurort (1033 Einwohner), wie schon der Name sagt, von den Vorzügen eines Luftkurortes geprägt; Turnau (1588 Einwohner) schließlich ist durch Landwirtschaft und Kleingewerbe gekenn-